

*Peter Eisenberg*

## Krank, unreif, weniger gut? Sprachwissenschaftler reden über Sprache

Im vorliegenden Heft der Hauszeitschrift des Deutschen Germanistenverbandes geht es um den Gegenstand unseres Faches. Die Autoren sollen darüber schreiben, wie sie Zustand und Gebrauch des gegenwärtigen Deutschen beurteilen. Aber als Gegenstand der Disziplin ist uns die deutsche Sprache erst einmal gegeben. Sie ist, wie sie ist – nur gehört sie uns nicht allein. Wie die Gegenstände weniger anderer Disziplinen wurde sie zum Objekt öffentlicher Diskurse, an denen wir uns zu beteiligen haben, wollen wir nicht einen Verlust riskieren. Insofern ist die Initiative des Verbandes nur zu begrüßen, sie war fällig.

Eine *innerwissenschaftliche* Diskussion über den Wert oder eine Bewertung der deutschen Sprache wäre nicht nur sinnlos, sondern sie wäre selbstzerstörerisch. Keine etablierte Disziplin kommt auf den Gedanken, so zu verfahren. Würde die Germanistik es tun, hätte sich ein großer Teil der Germanisten bald aus der Diskussion verabschiedet, meiner Meinung nach zu Recht.

Um so bedenkenwerter bleibt, dass es Fragen in dieser Richtung durchaus gegeben hat. Besonders dringlich und mit der Wirkung eines Lehrstücks, das uns bis heute etwas sagt, waren sie, als man über Status und Zukunft des Deutschen nach dem Ende des Faschismus stritt. Es ging darum, die Disziplin ihres Gegenstandes zu versichern, ohne so zu tun, als sei nichts wirklich Einschneidendes geschehen. Zunächst war die Auffassung verbreitet, es komme darauf an, die Sprache des Unmenschen zu reinigen, ihr faschistische Züge auszutreiben und sie vor neuerlichem Befall zu bewahren. Aufgabe der Sprachwissenschaft sollte in allererster Linie Sprachkritik in diesem Sinn sein. Mit dem Germanistentag 1967 wurde dieses Selbstverständnis der Disziplin massiv infrage gestellt, wobei es vor allem bei Peter von Polenz auch darauf ankam, Hypostasierungen der Rolle der deutschen Sprache im Faschismus ein Ende zu setzen. Jede These von einer Verführung durch Sprache oder einem Ausgeliefertsein an Sprache geht mit Exkulpierungen einher. Wissenschaftlich entscheidend wurde, dass diese Zurückweisung der Sprachmacht im zweiten Schritt nicht allein politisch, sondern auch sprachwissenschaftlich be-

gründet werden konnte. Die sprachwissenschaftliche Begründung lief, konkretisiert an der sog. Fremdwortfrage, auf eine Unterscheidung von Sprache und Sprachgebrauch hinaus. Es ist nicht übertrieben, darin einen Schlüssel für die Rehabilitierung der Muttersprachphilologie zu sehen. Die Sprachwissenschaft kann sich ihres Gegenstandes ohne dauernde Verdrängung unbequemer Fakten versichern, indem sie sich und anderen vor Augen führt, was der Sprache selbst und was ihrem Gebrauch zuzuschreiben ist.

Die neue Argumentationslinie wurde in mannigfacher Hinsicht überaus bedeutungsvoll. Am wichtigsten war wohl, dass die Sprachwissenschaft einen spezifischen Beitrag zu den Bemühungen um eine Aufarbeitung des Faschismus in den späten 60er, den 70er und den 80er Jahren geleistet hat, einen, den nur sie hat leisten können. Innerfachlich wurden zahlreiche historische und systematische Themen wieder oder erstmals zugänglich. Und bis heute hat der Ansatz nichts von seiner Berechtigung, Wirksamkeit und Attraktivität verloren, gerade wenn es um den Beitrag zum öffentlichen Sprachdiskurs geht. Dieser Diskurs verdankt ja zumindest einen Teil seiner Bedrohlichkeit einem Alltagsbegriff von Sprache, der den Sprecher der Sprache gegenüberstellt. Die Sprache verfallende, die Sprache werde vom Englischen überrollt, die Sprache werde nicht weiter ausgebaut, die Wissenschaftssprache zerstört usw. Den Normalsprecher drängt man in eine kaum überwindbare Hilflosigkeit. Trost ist allenfalls vom Zwiebelfisch zu erwarten, der ihm sagt, seine Sprache sei verglichen mit der anderer noch Gold. Verantwortlich fühlt er sich kaum, dazu ist, wie er hört und liest, der Verfall viel zu weit fortgeschritten. Dass es letztlich nur um *seinen* Sprachgebrauch geht, muss ihm verborgen bleiben.

Schön wäre, man trüge mit solchen Erörterungen innerwissenschaftlich Eulen nach Athen. Verständlich, aber doch auch überraschend ist die Vehemenz, mit der sich zum Beispiel Jürgen Trabant gegen einen entsprechenden Vorhalt zur Wehr setzt. Trabant ist Romanist, äußert sich aber immer wieder öffentlich und ausdrücklich als Sprachwissenschaftler zum Deutschen, besonders wirkungsvoll in dem mehrfach gedruckten Artikel unter dem Titel ›Die gebellte Sprache‹. In einem Feuilleton der Süddeutschen Zeitung schreibt er: »Der feine linguistische Unterschied zwischen Sprache und Sprachgebrauch nützt nichts zur Abwehr des verdrängten Schmerzes«, denn »die Qualitäten der Texte und Äußerungen der Sprecher werden auf die Einschätzung der Sprache übertragen« (SZ vom 22. August 2008, S. 11). Das trifft zu, aber darum geht es doch gerade. Als Sprachwissenschaftler sollten wir auf dem feinen Unterschied bestehen, indem wir den Sprechern und Sprachlehrern nahebringen, dass

nicht die Sprache hinüber ist, sondern dass es auf ihren Gebrauch ankommt. Noch ein Formulierungsversuch. Der eine sagt: »Dein Werkzeug ist gut, gebrauche es auch so.« Der andere aber sagt: »Wenn du glaubst, dein Werkzeug taue nicht viel, dann gebrauche es besser; es wird dann auch besser.« Wen will man damit hinter dem Ofen hervorlocken?

Reden wir die Sprache schlecht oder machen wir das Schlechtreden zur Voraussetzung unserer Diskursbeiträge, dann schaden wir der Sprache. Jedenfalls ist das wahrscheinlicher, als dass wir ihr nützen. Weil der öffentliche im Wesentlichen ein sprachkritischer Diskurs ist, weil hier wie sonst die schlechte Nachricht eher eine ist als die gute, bleibt uns als direktester Gegenzug eine Verteidigung der Sprache gegen solche Freunde, die aus Liebe über sie klagen. Damit wird Aufklärungsarbeit gefördert, die ebenso schlicht begründet wie einfach in ihrer Zielstellung ist. Hält man sich jedoch die Geschichte der Sprachkritik vor Augen, erscheint sie als wenig erfolgversprechend. Soll man immer wieder versuchen, den Stein ans obere Ende des Abhangs zu rollen? Wenn überhaupt, wird ein Eindringen in das Knäuel aus vielschichtigen Gewissheiten, Motiven und Begründungen wohl dann gelingen, wenn man sich auf elementare Tatbestände verständigt; mit Thesen, die so einfach sind, dass sie irgendwann nur noch akzeptiert oder wider besseres Wissen zurückgewiesen werden können. Gemeint sind Thesen der folgenden Art.

1. *Die deutsche Sprache ist nicht besser und nicht schlechter als andere Sprachen, und zwar in keinerlei Hinsicht.*

Sie ist allerdings wie wenige Sprachen missbraucht worden. Schon wenn man anfängt, etwa davon zu sprechen, das Deutsche werde wie wenige andere Sprachen schlechtgeredet, setzt man sich dem Vorwurf der Eigenbrötelei aus. Der Leidener Linguist Guy Deutscher macht daraus auch für unser Verhältnis zur Sprache einen großen Punkt: »Die Deutschen scheinen eine schreckliche Angst vor der Normalität zu haben – sogar die Selbstdiagnose des ›Klassenschlechtesten‹ ziehen sie dem Eingeständnis vor, ›ganz normal‹ zu sein.« (SZ vom 16. September 2008, S. 13). Ob Guy Deutscher dies seinerseits als Alleinstellungsmerkmal ansieht, wird nicht ganz klar und ist letztlich auch gleichgültig. Richtig ist aber ohne Zweifel, dass wir mit der Autorität des Faches jede öffentliche Klage über die besonders schlechte Lage des Deutschen zurückweisen können. Je konkreter solche Klagen werden, desto leichter lassen sie sich als unbegründet erweisen. Das bedeutet letztlich, dass sie nur in allgemeiner Form und eingebettet in kulturkritische Kontexte unangreifbar bleiben. Alles andere können wir aus den Angeln heben.

## 2. Sprachkritik tritt in der Regel als Sprachgebrauchskritik in Erscheinung.

Können wir uns auf diese Aussage verständigen, dann verschaffen wir uns wirksame und transparente Möglichkeiten sowohl zur Sprachkritik selbst als auch zu ihrer Kritik. Dazu gehört als erster Schritt, dass Sprachwissenschaftler ihre Rolle als normale Sprecher explizit anerkennen. Sie ärgern, wundern und freuen sich über den Gebrauch der Sprache wie andere Sprecher auch. Erwecken sie den Eindruck, dies sei schon deshalb etwas besonders Wichtiges, weil sie Leute vom Fach sind, haben sie schon verloren. Stammtisch bleibt Stammtisch. Die Beteiligung von Sprachwissenschaftlern am öffentlichen Diskurs mit dem Anspruch, ihre Meinung sei unbedingt anzuerkennen, auch wenn sie nicht begründet wird, ist leider verbreitet. Dabei verfügen wir doch über Mittel, mit denen vieles vom Kopf auf die Füße gestellt werden kann.

An erster Stelle steht m.E. eben die Verdeutlichung des Zusammenhangs zwischen Sprachgebrauch und Sprache. Niemand möchte ja bestreiten, dass ein Zusammenhang besteht, aber wie sieht er aus? Gibt es, um bei den Anglizismen als einem Paradefall zu bleiben, bereits eine vom Englischen unabhängige Lehnwortbildung im Deutschen? Welche Restriktionen bestehen beispielsweise für *ing*-Bildungen (*Slapping*, *Trecking*), wie verhält sich das *er* der Anglizismen (*Player*, *Runner*) zu dem der Kerngrammatik? Und mit welcher Zahl von Anglizismen in einem explizierbaren, aussagekräftigen Sinn hat man in welchen Textsorten heute zu rechnen? Fragen dieser Art gibt es genug. Ihre fundierte Beantwortung verfehlt, wenn sie auch noch verständlich vorgetragen und erläutert wird, die Wirkung nicht und macht vielleicht Schluss mit beliebig kompilierten Wörterbüchern überflüssiger Anglizismen, die inzwischen einen geradezu beunruhigenden Umfang erreichen.

Dazu gehört weiter das Sich-Bewegen in der weitläufigen Landschaft von Sprachglossen, jedenfalls soweit sie ein subjektives Unwohlsein des Schreibers artikulieren. Dass etwas schlechtes Deutsch ist, merkt er. Warum etwas schlechtes Deutsch ist, weiß er kaum einmal. Schon ein einfacher Fall wie *Der Staatssekretär wurde entlassen, um den Minister zu retten* (Nachrichtentext von Anfang November 2008) gewinnt seine berechtigte Wirkung, wenn er den Leuten nicht in einer Pose hämischer Besserwisserie vorgehalten, sondern wenn er »erklärt« wird. Was aus welchen Gründen richtiges und sogar was gutes Deutsch sei, erschließt sich in einem erstaunlichen Maß durch systematische Analyse. Und meist besteht wieder die Möglichkeit, beim Sprachgebrauch anzusetzen, verwendete Formen im großen Ganzen des Deutschen zu verorten und den

Sprechern damit ihre Sprache zu lassen, sie nicht mit Hilfe sozialer Distinktionsmerkmale herabzuwürdigen. Das exzessiv diskutierte ›Dürfen Sprachwissenschaftler werten?‹ erledigt sich weitgehend. Die Sprachwissenschaftler erklären, wo etwas aus welchen Gründen hingehört, das genügt.

3. *Soweit sie Objektsprachliches bearbeiten, haben Sprachwissenschaft und Sprachkritik in der Regel denselben Gegenstand.*

Von Karl Kraus bis Eike Christian Hirsch lassen sich Glossen auf ihre faktische und systematische Fundiertheit hin befragen, und dasselbe gilt für Glossen, die nichts taugen. In einer brillanten Besprechung von William Dodds Auseinandersetzung mit der politischen Sprachkritik Dolf Sternbergers schreibt Helmut Glück: »Wörter können zwar nicht schuldig, aber sie können gebrandmarkt sein. Das ist ein sehr feiner Unterschied, den ein Sprachforscher beachten muss, wenn er Wörter und ihren Gebrauch untersucht. Ein Essayist oder ein Dichter darf ihn getrost ignorieren. Denn Sprachwissenschaft und Sprachkritik sind zweierlei Dinge, und Letztere braucht ihre Begründung nicht aus der Ersteren zu beziehen.« (FAZ vom 27. August 2008, S. 30).

Warum Dichter und Essayisten etwas ignorieren dürfen, das Sprachwissenschaftler zu beachten haben, erfahren wir nicht. Jedenfalls genügt es nicht, Sprachwissenschaftler als ›akademische Fachbeamte‹ abzutun. Mancher Essayist verfügt über eine Beobachtungsgabe, sprachliche Gewandtheit und argumentative Kraft, wie sie in ihrer Art von einem Sprachwissenschaftler nicht erwartet werden. Sie berechtigen den Glossenschreiber aber nicht, auf wie immer elaborierte Weise faktischen und systematischen Unsinn in die Welt zu setzen. Die bisher viel zu seltene Kooperation mit der Sprachwissenschaft gelingt am ehesten, wenn man sich gegenseitig ernst nimmt. Das wird der Fall sein, wenn es beiden Seiten tatsächlich um die Sprache geht und nicht in erster Linie um Geld, Medienmacht oder soziale Distinktion.

Bei jedem Thema dieser Art wird man an einen Punkt kommen, an dem man sich nicht nur fragt, was zu tun, sondern auch, wie zu reden sei. Und schneller als gedacht stellen sich falsche Freunde ein, wenn von ›deutsch‹ oder ›dem Deutschen‹ die Rede ist. Bleiben wir bei einem einzigen, aber vielleicht dem zentralen Punkt, nämlich beim Vokabular, mit dem das Deutsche irgendwie positiv bewertet wird. Es geht nur um das Vokabular und in keiner Weise um die Aussagen zur Sache, die damit jeweils verbunden sind.

Schon vor längerer Zeit hat Rainer Wimmer in einer Pressekonferenz des IDS die einfache Feststellung getroffen, *das Deutsche sei gut in Schuss*. Gelegentlich hört man vergleichbare Aussagen wie *das Deutsche sei in Ordnung, ohne Probleme, vielseitig, weit ausgebaut*. Ich selbst habe mehrfach davon gesprochen, *das Deutsche sei gut in Form* oder sogar *es sei so gut in Form wie noch nie* und dies bezogen auf Größe des Wortschatzes, Differenziertheit der Syntax und Vielfalt der Sprachverwendung. Solche Formulierungen sind vergleichsweise unproblematisch, solange klar ist, was sie meinen. Sie sind als Prädikate zur Charakterisierung einer Sprache teilweise überraschend und führen zu durchaus erstaunten Nachfragen. Andererseits greifen sie sich schnell ab, sie führen gelegentlich zu Missverständnissen und provozieren teilweise geradezu wütende Reaktionen von Seiten eines Teils der Sprachkritik, die sofort unterstellt, man spreche in ihrem Sinn von ›der Sprache‹, also vom Sprachgebrauch.

Noch etwas schwieriger wird es bei einfachen und eindeutig werten den Prädikaten. Theodor Ickler bekennt sich in einem längeren Essay unter dem Titel „Wie gut ist die deutsche Sprache?“ (Jahrbuch 2001-2005 der Henning Kaufmann-Stiftung) zum Werten auch von sprachwissenschaftlicher Seite. Er bespricht einige seiner Meinung nach bewertbare Züge der Sprache, findet aber natürlich keine Antwort, die in ihrer Einfachheit und Klarheit dem Titel des Essays entspreche. Was bleibt, ist ein ungutes Gefühl über die Art der Fragestellung. Per Implikatur verweist sie auf die Möglichkeit, dass Sprachen mehr oder weniger gut sein können, vielleicht sogar überhaupt nicht gut oder schlecht. Will man damit mehr erreichen als einen rhetorischen Effekt, sollte sich ein Sprachwissenschaftler doch überlegen, wie weit er verantwortlich handelt.

In einer Reihe von wichtigen Arbeiten, an deren Qualität es nichts zu kritteln gibt, kommt Cathrine Fabricius-Hansen zur Kennzeichnung des Deutschen sowie in Hinsicht auf ihre Schriftlichkeit vergleichbarer Sprachen als ›reif‹ (z.B. Jahrbuch 2002 des IDS). Was damit gemeint ist, auf welche Art von Eigenschaften man sich bezieht und welche historischen (und beispielsweise nicht etwa genetischen) Bedingungen dazu führen, wird hinreichend geklärt. Und doch drängt sich die Frage auf, wie Sprachen zu charakterisieren seien, die nicht reif in diesem Sinne sind. Von unreifen oder nichtreifen Sprachen ist selbstverständlich nicht die Rede, aber was sind sie dann? Dass mir selbst höchstens ein trist fachsprachliches Prädikat zur Ersetzung von *reif* einfällt, ändert an der Sachlage nichts.

Der Leser ahnt es schon: Jetzt kommt der Titel des vorliegenden Heftes dran. Es gibt genügend Leute, die das Deutsche als krank oder eigentlich schon mehr oder weniger tot bezeichnen. Sollen wir uns dem entgegenstellen, indem wir von einer gesunden Sprache reden? Wir verteidigen damit das Deutsche, wir vermeiden aber nicht den Schluss, dass eine Sprache krank sein könne. Auch wir wissen doch gar nicht, was damit gemeint wäre. Und schließlich hängt an *gesund* eine Reihe von Konnotationen, die uns mit Sicherheit ein paar Freunde verschaffen, mit denen wir nichts zu tun haben wollen. Noch einmal: Es geht nicht um eine Kritik am Anliegen des Germanistenverbandes, ein Anliegen, das meiner Meinung nach berechtigt ist und jede Unterstützung beanspruchen darf. Es geht darum, dass wir Sprachwissenschaftler bei einer Beteiligung am öffentlichen Diskurs im Kopf und im Text als Allererstes präsent halten: Die Sprache ist, wie sie ist, und die deutsche ist nicht besser oder schlechter als jede andere.